

Ein Grenzfall

Autor(en): **Wyss-Meier, Yolanda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **79 (2004)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Grenzfall

Yolanda Wyss-Meier

Tag für Tag schwärmen sie zu Tausenden über den Rhein in den Aargau und steigern das Bruttosozialprodukt. Grenzgänger sind bessere Schweizer. Sie halten den Mund. Sagen nichts Lautes zur Schweizer Politik und kritisieren auch ihren Arbeitgeber nicht, obwohl sie nicht immer für die gleiche Arbeit den gleichen Lohn erhalten – und sie sind fleissig, genau und dankbar: «Man ist froh, wenn man Arbeit hat.» Und wenn Schweizer beim Aldi wieder mal auf Schnäppchenjagd sind und die Waldshuter Schlange stehen müssen, weil die «Lölis»* die Euro zu Hause vergessen haben, ist der Grenzgänger Vermittler. Sogar für den Ärger der Schweizer wegen des Fluglärms, den die Deutschen am Hochrhein nicht mehr wollen, haben Grenzgänger Verständnis: «Die Deutschen sollten nicht vergessen, wie viele Arbeitsplätze von Kloten abhängen.»

Umgekehrt ist die Zuneigung weniger gross. Wer mit einem WT-Nummernschild an seinem Auto im grenznahen Aargau unterwegs ist, wird schon mal angepöbelt. «Ihr Schwobe wollt den Fluglärm nicht und wir wollen eure Stinkautos nicht», tönt es da. Diese Töne tönen immer lauter und werden immer mehr.

Am Morgen ist die WT-WT-WT-WT-WT-Auto-Schlange von der Grenze Richtung Baden nicht zu übersehen. Rund 1200 Autos passieren täglich allein die Rheinbrücke zwischen Waldshut und Koblenz, weiss Guido Gerig, Postenchef der Grenzwaiche.

Bei der Fremdenpolizei des Kantons Aargau in Aarau, die jetzt Migrationsamt heisst, sind zur Zeit 6500 Grenzgänger und 2300 Grenzgängerinnen registriert. Zehn Prozent dieser insgesamt 8800 Personen sind Franzosen, der Rest Deutsche. Die meisten von ihnen arbeiten in der Maschinen-, Elektro- oder Metallindustrie mit Arbeitsort Baden und Region. Dienstleistungsbetriebe wie Banken und Versicherungen sind für Grenzgänger die zweitgrössten Arbeitgeber. Die Arbeitsplätze dieser Branchen befinden sich hauptsächlich in Aarau und Baden. Auch die Betriebe der Chemie- und Pharmaindustrie im Fricktal sind wichtige Arbeitgeber für ausländische Pendler.

Ein Konjunkturbarometer

In Baden beschäftigen ABB und Alstom die meisten Grenzgänger. Das war schon 1951 so, als die damalige BBC die ersten Arbeiter aus Deutschland einstellte. Wie viele Grenzgängergesuche Anfang der 1950er-Jahre bei der Fremdenpolizei in Aarau eingingen, kann nicht mehr eruiert werden. Sicher ist, die Zahl der Gesuche stieg kontinuierlich. «Grenzgängerzahlen sind ein Konjunkturbarometer», ist die Erfahrung von Martin Saxer, Leiter der Sektion Einreise und Arbeit. So verzeichnete das Migrationsamt mit 11500 Grenzgängern im Jahr 1991 den höchsten Stand. Diese Zahl ging im Jahr 1999 bis auf 7953 zurück. Seither ist sie wieder leicht angestiegen – trotz der momentan schlechten Wirtschaftslage.

Für die BBC waren die 1960er- und 1970er-Jahre die Boomjahre – auch was die Zahl der Grenzgänger betraf. Anfang der 1970er-Jahre arbeiteten rund 2800 Frauen und Männer mit Wohnsitz ennet der Grenze bei der BBC. Das waren bis zu 13 Prozent des damaligen Personalbestands von etwa 22000. Im Normalfall waren und sind es 10 Prozent, wie Lukas Inderfurth, Mediensprecher der ABB in Baden, in Erfahrung bringen konnte. Mit Auto, Zug, Motorrad und vereinzelt mit dem Velo kamen sie aus den Landkreisen Waldshut, Lörrach und Säckingen nach Baden.

Heute sind bei ABB Schweiz rund 1000 Pendler aus Deutschland und Frankreich angestellt. Jene die in Baden arbeiten, wohnen vorwiegend im Landkreis Waldshut. Frank Berthold ist seit 13 Jahren einer von ihnen. Der 35-jährige Buchhalter der Abteilung Kommunikation in Baden wohnt in Dogern. «Das ist dort, wo die Sonne täglich eine Stunde weniger lang scheint, weil gegenüber die Dampfwolke des Atomkraftwerks Leibstadt vor der Sonne steht.»

Für den Vater zweier schulpflichtiger Kinder scheint die Sonne trotzdem. Er hat Arbeit. Manchmal plagt ihn deswegen das schlechte Gewissen. Wie jetzt, wenn die Zeiten schlecht sind. «Grenzgänger sind Ausländer, die den Schweizern Arbeit wegnehmen.» Das stimme nur bedingt, widerspricht Martin Saxer vom Migrationsamt. Denn bevor ein Gesuch bewilligt wird, muss der künftige Arbeitgeber nachweisen, dass er die Stelle nicht mit einer Schweizerin oder einem Schweizer besetzen konnte. Als Beleg dienen Stelleninserate und die Bestätigung von Regionalen Arbeitsvermittlungszentren (RAV), dass kein Stellenloser in ihrer Kartei registriert ist, der diesen Job hätte übernehmen können. Zudem muss der Gesamtarbeitsvertrag erfüllt sein.

Allerdings gelten diese Bedingungen nur noch bis Ende Mai 2004. Auf Grund bilateraler Abkommen mit der EU entfällt ab diesem Datum der Vorrang für Inländer, und auch die Kontrolle der Arbeitsverträge und Löhne findet nicht mehr statt. «Je nach Arbeitsmarktlage konnten wir bis anhin das Tor öffnen oder schliessen – damit ist dann Schluss», bedauert Martin Saxer.

Als Frank Bertholds Grenzgängerleben im Januar 1991 seinen Anfang nahm, war das Konjunkturbarometer ganz oben, schien die Wirtschaftswelt noch in Ordnung, war Shareholder-Value das Evangelium für alle und alles. Die Börse boomte, und Grenzgänger waren wieder ein willkommener Puffer. Lange musste der junge Deutsche denn auch nicht auf die Arbeitsbewilligung für die Schweiz warten. Er hatte auch nie die geringsten Zweifel, dass sie ihm hätte verwehrt werden können. Denn die Gewissheit, dass er einmal in der Schweiz sein Auskommen haben wird, das wurde ihm quasi in die Wiege gelegt. Schon sein Vater und andere Väter aus dem Dorf waren Grenzgänger – sein Vater während 43 Jahren. Von 1957 bis 2000 arbeitete er als Konstrukteur bei der BBC/ABB in Baden. Damals sei die D-Mark noch mehr wert gewesen als der Franken, habe ihm der Vater erzählt. Den Ausgleich hätten die Grenzgänger vom Arbeitgeber erhalten. Mit dem Euro ist es jetzt wieder dasselbe. «Mit dem Unterschied, dass ich pro Jahr ein paar hundert davon weniger verdiene.»

Der Vater war es gewesen, der dem Jungen schon früh beibrachte, dass, wer beruflich weiterkommen will, in der Schweiz arbeiten muss. «Am Hochrhein gibt es nur mittelständische Unternehmen – das Berufsangebot ist deshalb minim.» Inklusive der Ausbildung verdiente Frank Berthold sein Geld gerade mal fünf Jahre lang in Waldshut. Auch seine Schwester und seine Frau arbeiteten als Grenzgängerinnen in der Schweiz. Wie die beiden Frauen fand auch er seine Stelle in der Schweiz über ein Inserat in einer süddeutschen Lokalzeitung.

Kein Anschluss

Wenn das «kaufmännische Gewissen», wie der Buchhalter von seinem Chef gelobt wird, am Morgen kurz nach sechs Uhr zur Arbeit fährt, sind einige andere Grenzgänger bereits unterwegs. Zum Beispiel die Bäcker. Sie fahren los, wenn sich andere ins Bett legen – um 23 Uhr am Vorabend. Die Frühaufsteher unter den Grenzgängern sind die Metzger. Sie passieren die Grenze zwischen drei und vier, der grosse Rest kommt um fünf, halb sechs Uhr zur Passkontrolle. «Seit es die gleitende Arbeitszeit gibt, haben wir eigentlich rund um die Uhr Grenzgängerverkehr», ist die Erfahrung von Grenzwächter Gerig. Die gleitende Arbeitszeit ist mit ein Grund, weshalb nicht mehr Grenzgänger in Fahrgemeinschaften zur Arbeit in die Schweiz fahren. «Das funktioniert nur, wenn alle auf den Fahrer Rücksicht nehmen», weiss Frank Berthold aus Erfahrung. Auch seitens der ABB werden Fahrgemeinschaften nicht mehr proklamiert, wie das Anfang der 1990er-Jahre noch getan worden ist. «Wir bieten weniger Parkplätze an», sagt dazu ABB-Sprecher Lukas Inderfurth.

Frank Berthold fährt generell lieber mit dem Zug nach Baden zur Arbeit. «Beim Hinfahren kann ich noch etwas dösen, die <Süddeutsche> lesen oder mit



Grenzgängerschicksal: Frank Berthold auf dem Bahnhof Baden (Foto Alex Spichale).

den Kollegen über das Spiel vom Vorabend meckern – sich austauschen eben.» Beim Heimfahren könne er Dampf über den Frust des Arbeitstages ablassen, müsse nicht im Stau stehen und komme erholt nach Hause. «Das schätzen meine Frau und die Kinder.»

Mit ihm gehen am Morgen noch fünf Männer aus Dogern auf den gleichen Zug. Und er ist überzeugt, dass es noch viele mehr wären, wären nur die Verbindungen besser. 6.15 Uhr weg zu Hause, 6.23 Dogern ab, 6.28 Waldshut an, 6.33 Waldshut ab, 7.03 Baden an. Wie Münz aus einer Slotmaschine herunterrasselt, rasselt der Zahlenmensch die Fahrzeiten herunter. Wenn er am Morgen in Waldshut den Anschlusszug nach Baden verpasst, war die Deutsche Bahn unpünktlich. Anders am Abend, «da kann ich dem Zug in Waldshut nach Dogern oft nur noch winken». Nicht wegen Unpünktlichkeit, sondern wegen der miserablen Verbindung zwischen Deutschland und der Schweiz: 17.21 SBB Waldshut an, 17.19 DB Waldshut ab. Bei der nächsten Verbindung ist es ebenso: 17.50 SBB Waldshut an, 17.49 DB Waldshut ab. Deshalb nimmt Frank Berthold für die letzte Strecke oft den Bus, allerdings muss er dann noch zwei Kilometer zu Fuss gehen, bis er zu Hause ist.

Die Zugsanschlussprobleme an der Grenze, nicht nur in Waldshut, sind den SBB bekannt, wie deren Sprecher Ruedi Estermann ausführt. «Dass die Anschlüsse in Waldshut leider oft nicht stimmen, liegt nicht in der Macht der SBB, sondern in derjenigen der DB.» Da die Deutsche Bahn Bahnhöfe dicht gemacht hat, bei denen die Züge kreuzen konnten, hat sich die Anschlusssituation in den letzten Jahren verschlechtert. Die Kreuzungen wurden auf andere, besetzte, Bahnhöfe verlegt, so dass der Takt mit den Zügen aus der Schweiz oft nicht mehr stimmt.

Seit bald acht Jahren gibt es beim Bahnhof in Waldshut ein Park + Ride mit etwa 50 Parkplätzen. Und seit 1999, seit der Elektrifizierung der Linie Koblenz-Waldshut, fahren die Züge direkt, via Koblenz–Siggenthal Station–Turgi nach Baden und weiter nach Wettingen. Sogar bis nach Zürich Tiefenbrunnen bieten die SBB Direktverbindungen an. Dieses Angebot ab Waldshut wird täglich aber lediglich von etwa 130 Grenzgängern genutzt.

Die SBB und die Tochterunternehmung Turbo AG aus dem Thurgau führen die Züge Waldshut–Koblenz–Baden in den Spitzenzeiten im Halbstundentakt. Das heisst am Morgen bis 10 Uhr und am Abend von 15 Uhr bis 22 Uhr – und dies von Montag bis Freitag. Wer nach Baden fährt, muss allerdings bei jedem zweiten Zug umsteigen, da die Züge der SBB nur zwischen Baden und Waldshut verkehren. Die Turbo-Züge hingegen fahren die Strecke Frauenfeld–Winterthur–Koblenz-Waldshut. An den Wochenenden ist der Fahrplan etwas ausgedünnt.

Per Zug benötigt Frank Berthold für den Arbeitsweg hin und zurück täglich zwei Stunden – «wenn ich am Abend keine halbe Stunde auf den Anschlusszug

warten muss». Wenn das ein paar Mal hintereinander passiert, ist das der Moment, wo der Buchhalter sein Auto aus der Garage holt. «Über Laufenburg bin ich innert 40 Minuten in Baden. Die Strecke ist etwa 40 Kilometer lang. Wartezeiten gebe es am Zoll praktisch nie. Über Waldshut sind es nur etwa 30 Kilometer, dafür mit Stau am Zoll.» Grenzgänger gehören bei der Grenzschutz in Koblenz zu den angenehmen Passagieren. Die hätten kein Interesse, krumme Dinge zu drehen, erklärt Postenchef Guido Gerig. Umso mehr fallen Fremdgänger auf, «man bekommt ein Gespür für solche Vögel».

Günstige Schmuggelbedingungen

Nur wenn Frank Berthold in der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr den Jahresabschluss buchhalterisch vorbereitet oder sonst ausnahmsweise zu einer unchristlichen Zeit Feierabend hat und mit dem Auto unterwegs ist, fällt er als Grenzgänger aus dem Rahmen. So ist es meistens zu diesen Unzeiten, dass seine Papiere kontrolliert werden. «Irgendwie scheine ich zur Nachtstunde verdächtig», deutet er das Misstrauen. Noch häufiger, so seine Erfahrung, sind jedoch die Ausweiskontrollen im Bahnhof Koblenz. Doch schikaniert wegen der Durchleuchtung fühlt er sich nicht, «das muss halt sein». Sein Verständnis dafür sei noch gewachsen, seit seine Schwester mit einem Schweizer Zöllner verheiratet ist und er dessen Sorgen und Nöte kennen gelernt habe.

Nur Lob für die Grenzgänger teilen auch die beiden Personen-Zollabfertigungsangestellten der DB im Bahnhof Waldshut aus. «Überhaupt keine Probleme.» Man vertraut den Grenzgängern. Dermassen, dass das Büro der Zollabfertigungsangestellten im Bahnhof nur zwischen 9.45 und 18.15 Uhr besetzt ist – für das shoppende Fussvolk. Obwohl die Schmuggelbedingungen für sie überaus günstig sind, Grenzgänger schmuggeln nicht. «Es lohnt sich nicht, wenn man täglich drüben ist», sagt Frank Berthold. Auf Einkaufstour in der Schweiz geht er nur ab und zu und nur, wenn er mit dem Auto nach Baden fährt. Dabei sind immer die selben Artikel auf seiner Liste: Teigwaren und Zigaretten, weil sie in der Schweiz günstiger sind, Schokolade, weil sie besser ist, und Milchprodukte. Die seien zwar teurer, aber auch besser. «Und natürlich tanken wir unser Fahrzeug in der Schweiz auf – da ist die Preisdifferenz gewaltig.»

Freie Fahrt für freie Bürger

Um den Arbeitsweg zu verkürzen, habe er schon mal daran gedacht, sein Domizil in die Schweiz zu verlegen. Das wäre seit dem 1. Juni 2002 auch problemlos möglich. Seit diesem Datum nämlich sind die bilateralen Verträge und damit die Personenfreizügigkeit zwischen der Schweiz und der EU in Kraft. Dadurch erhielten

die ausländischen Pendler Anrecht auf eine Jahresaufenthaltsbewilligung. Dieses Angebot wird auch rege genutzt. Ein Jahr nach Inkrafttreten der bilateralen Abkommen haben sich 170 Grenzgänger zu Jahresaufenthaltern umschreiben lassen, weiss Martin Saxer vom Migrationsamt. Und die Zahl wächst weiter. So sind seit Juni dieses Jahres bis Ende Juli schon über 60 neue Gesuche eingegangen.

Ein Grenzgängerabkommen zwischen der Schweiz und Deutschland existiert seit dem 21. Mai 1970. Dieses Abkommen, das jüngst durch die bilateralen Verträge abgelöst wurde, beinhaltete, dass alle deutschen Staatsbürger, die südlich von Freiburg in Breisgau wohnten, überall im Kanton Aargau arbeiten durften. «Ausser im Bezirk Muri», ergänzt Martin Saxer, «weil Muri nicht als Grenzzone zählte.» Auch durften sie den Arbeitsort nicht in einen anderen Kanton verlegen. Daneben war es Pflicht, dass Grenzgänger täglich nach Hause mussten.

Im Gegensatz zu den rigiden Vorschriften von damals ist das jetzt gültige Abkommen der Mobilität der heutigen Zeit angepasst. Frank Berthold ist denn auch zufrieden mit dem Zubrot, das für die Grenzgänger mit den Bilateralen noch herauschaute – obwohl er persönlich nicht alle Vorteile beansprucht. Zum Beispiel einen Wechsel in einen anderen Grenz- respektive Arbeitskanton. Denn neu ist es erlaubt, innerhalb aller Grenzkantone den Arbeitskanton ohne zusätzliche Bewilligung zu wechseln. Auch muss nach heutigem Recht ein Grenzgänger nur noch einmal pro Woche nach Hause. Die Arbeitsbewilligung, früher gültig für ein Jahr, gilt jetzt für fünf Jahre. Und sie wird automatisch verlängert, wenn das Arbeitsverhältnis bestehen bleibt.

Im Alltag von Frank Berthold haben diese Abkommen kaum etwas geändert. Wie eh, pendelt er jeden Tag über die Grenze zur Arbeit und am Abend wieder zurück zu Frau und Kindern. Denn auch die Freizeit verbringt er in Dogern, obwohl er inzwischen einige Schweizer in seinem Freundeskreis hat. Ihm ist wohl so. Trotzdem: «Ohne Anhang würde ich wahrscheinlich in der Schweiz leben.» Allein der Steuern wegen wäre das ein Vorteil. Denn als Alleinverdiener mit zwei Kindern bezifferte sich die Steuerbelastung für ihn auf etwa 40 bis 50 Prozent. Dennoch, den Konjunktiv hat Frank Berthold bewusst gewählt. Denn am Ist-Zustand etwas ändern, das will er nicht, «man ist eben doch mit der Heimat verbunden» – wie ein richtiger Schweizer.

* So wie für uns Schweizer alle Deutschen «Schwobe» sind, sind wir Schweizer für die

Deutschen die «Lölis», etwa im gleichen «lieb-vollen» Sinn gemeint.